

(Nachdruck verboten.)

10]

## Schwärmer.

Roman von Knut Hamsun.

Autorisierte Uebersetzung von Hermann Kib.

Das Gras auf den Wiesen war jetzt da, und der Wald war belaubt, milde Nächte weilten über dem Lande. Die Bucht lag leer, alle Watenfischer waren fortgezogen, und Macs Schuten waren mit Heringen nach dem Süden gefahren. Es war Sommer.

Das strahlende Wetter rief des Sonntags Kirchgänger in Scharen herbei, viel Volk strömte herzu, zu Wasser und zu Lande, und darunter waren Schiffer aus Bergen und Haugesund, die mit ihren Jachten längs der Berge lagen und Klippfische trockneten. Jahraus, jahrein kamen sie wieder und wurden an Ort und Stelle alt. An der Kirchtür traten sie in vollem Fuß auf, in farbigen Hemden aus feinem Stannum und mit Uhrketten von Haaren über der Brust; sogar Goldringe trugen einige in den Ohren, und sie brachten Leben und Farbe unter die Kirchgänger. Aber das trockne Wetter war auch der Grund, daß man von einem betrüblichen Waldbrande von drinnen aus den Fjorden hörte, die Sommerwärme schaffte nicht immer nur Gutes.

Enoch hatte sein Amt angetreten und war des Pfarrers Gehülfe in ernster Gründlichkeit mit einem Tuch um die Ohren. Das junge Volk weidete sich an diesem Anblick, ältere Leute aber nahmen Vergerniß daran, daß die Chortür durch einen Affen von Menschen entheiligt werde, und sie gingen zum Pfarrer hinein mit einem Ansinnen um Abhülfe. Konnte Enoch sich die Ohren nicht mit Baumwolle verstopfen? Aber Enoch antwortete dem Pfarrer, daß er die Ohrenbinde nicht entbehren könne und all der Sicht willen, die in seinem Schädel haufe. Da hatte der verabschiedete Gehülfe Levion eine schadenfrohe Lache über seinen Ersakmann Enoch angeschlagen und geäußert, es müsse einem doch recht warm machen, jetzt am Tage eine Ohrenbinde zu tragen.

Der Lump Levion hatte seit seiner Erniedrigung nicht abgelassen, seinen Nachfolger Enoch mit seinem Neide zu verfolgen. Keine Nacht konnte er draußen sein und Flundern stechen, ohne daß er sich gerade vor Enoch Strand niederließ und den Flunder stach, den zu fangen Enoch der Nächste war. Und brauchte er ein Bootskeep oder Material für ein Desfaß, so mußte er es ausgerechnet in Enoch's Fichtenwald unten am Meere aufstöbern.

Es wurde bald rufbar, daß Jungfer van Loos mit ihrem Verlobten gebrochen hatte und um der großen Schande willen unverzüglich den Pfarrhof verlassen würde. Kaufmann Mac mochte den verlorenen Telegraphisten bedauern, und er beschloß, einen kleinen Versuch zu machen, ob sich der Bruch nicht heilen lasse. Eigenhändig nahm er Rolandens Geständnis von dem Hedenpfahl herunter und äußerte, es sei überhaupt gegen seinen Willen da oben angebracht worden. Darauf begab er sich zum Pfarrhof hinunter. Mac hatte gut wohlwollend sein, er hatte schon von dem überwältigenden Eindruck gehört, den seine Behandlung des Diebes auf die Leute gemacht hatte, jetzt grüßten sie ihn alle wieder wie in alten Tagen, ja, achteten ihn höher als je. Es gab doch nur einen Mac an der ganzen Küste!

Aber sein Gang zum Pfarrhof war zwecklos. Jungfer van Loos weinte vor Mißgunst, daß Mac in eigener Person ersahien; aber das sollte keiner fertig bringen, daß sie nun alles wieder vergessen sein ließe mit Rolanden, nie im Leben sollte das geschehen. Mac gewann den Eindruck, daß der Pfarrer hinter dieser bestimmten Aussage stünde.

Als die Jungfer sich zu den Bootschuppen hinunter begab, begleiteten sie der Pfarrer und seine Frau. Beide wünschten ihr eine glückliche Reise und sahen sie ins Boot steigen.

„O Gott, nun bin ich sicher, daß er da oben im Walde liegt und alles bereut,“ sagte Jungfer van Loos und zog ihr Taschentuch.

Das Boot stieß ab und unter kräftigen Ruderschlägen glitt es von dannen.

„Da seh ich ihn,“ schrie die Jungfer und erhob sich halb.

Sie sah aus, als wollte sie ans Land waten. Dann fing sie an, aus Leibeskräften zum Walde hin zu winken. Und das Boot verschwand hinter der Landzunge.

Rolanden ging durch den Wald nach Hause, wie er es in der letzten Zeit zu tun pflegte; aber oberhalb der Pfarrhofhecke suchte er unten den Weg wieder auf und folgte ihm. Siehe da, alle Gummiprüben waren verfauldet, er hatte nichts zu tun, als das Resultat zu erwarten. Nun würde es nicht mehr lange dauern. Und vor lauter guter Laune knipfte er im Gehen mit den Fingern.

Ein Stück vor ihm sah des Küsters Olga auf einem Stein am Wege. Was hatte sie da zu suchen? Rolanden überlegte: sie kommt aus dem Kramladen, und jetzt wartet sie auf jemand. Kurz darauf kam Elise Mac. Sofo, waren die beiden unzertrennlich geworden? Auch sie setzte sich nieder und schien zu warten. Wir wollen die Damen bezaubern mit Gefniaklein und in die Erde sinken, sagte Rolanden zu sich selbst. Und er spuckte sich in den Wald hinein. Doch unter seinen Füßen knackte das trockene Reifig, seine Schritte waren zu hören, es war eine verfehlte Flucht, und er gab sie auf. Vielleicht könnte man sich wieder auf den Weg begeben, dachte er, wir wollen sie nicht allzu sehr bezaubern. Und er trat auf den Weg hinaus.

Aber es war jetzt doch ein gewagter Schritt, von Angesicht zu Angesicht mit Elise Mac zusammenzutreffen. Sein Herz klopfte in schwerfälligen Schlägen, eine warme Welle durchflutete ihn, und er blieb stehen. Vorher schon hatte er nichts erreicht, und später war eine große Mißsetat hinzugekommen. Rückwärts gehend zog er sich wieder in den Wald zurück. Wäre er nur schon wohlbehalten über diese Rodung weg, so würde das Reifig aufhören und das Heidekraut beginnen. Er nahm die Rodung in ein paar Sprüngen und war erlöst. Plötzlich blieb er stehen. Was zum Kukud lieh ihn hier herumhüpfen? War er nicht Ove Rolanden? Trozig kehrte er über die Rodung zurück und stampfte auf dem Reifig umher, so viel er Lust hatte.

Als er auf den Weg hinunterkam, sah er, daß die Damen noch an demselben Fleck saßen. Sie plauderten, und Elise bohrte mit dem Regenschirm in der Erde. Wieder stand Rolanden still. Es gibt keine vorichtigeren Menschen als die Waghälse. Ich bin ja ein Dieb, dachte er; wie kann ich die Frechheit haben, mich zu zeigen? Soll ich denn grüßen und von den Damen ein Kopfnicken erzwingen? Und noch einmal glitt er in den Wald hinein. Ein großer Narr war er, daß er noch immer ging und Gefühle hatte; hatte er nicht an andere Dinge zu denken? In ein paar Monaten oder so würde er ein reicher Mann sein; fort mit den Liebeleien! Und er machte sich auf den Heimweg.

Sollte man glauben, daß sie noch da saßen? Er kehrte um und spähte aus. Friedrich war dazugekommen, alle drei kamen sie ihm nun entgegen. Er stürmte zurück, das Herz schlug ihm bis zum Halse hinauf. Wenn sie ihn nur nicht gesehen hatten! Sie bleiben stehen, er hört Friedrich sagen: „Pst, mir ist, als hörte ich einen im Wald.“ „Es wird nichts sein,“ antwortete Elise.

Und vielleicht sagte sie es nur, weil sie ihn gesehen hatte! dachte Rolanden. Ihm wurde kalt und bitter ums Herz. Natürlich war er nichts, noch nicht; aber wir wollen uns wieder sprechen in zwei Monaten! Und was war sie selbst? Eine Jungfrau Maria aus Eisenblech, die Tochter des bekannten Lutheraners auf Rosengaard. Friede sei mit dir!

Auf dem Dache der Station stand ein Wetterhahn auf seiner Eisenstange. Rolanden kam nach Hause, stieg auf das Dach und brachte der Eisenstange mit eigenen Händen einen Knack bei; der Hahn krümmte sich hintenüber, es sah aus, als ob er krähe. Und so sollte er stehen. So war es recht.

11.

Nun ist die Zeit, wo träge Tage anbrechen für die Leute: nur den kleinen Fischfang für den Hausbedarf betreiben sie in sonnenwarmen Nächten als winzigen Ersatz. Brombeeren und Kartoffeln wachsen, und das Wiesengras weilt sich, jedes Haus hat Ueberfluß an Heringen, und Kühe und Ziegen geben eimerweise Milch und bleiben doch feist und fett.

Mac und seine Tochter Elise sind nach Hause gereist,

Friedrich schaltete wieder allein in der Fabrik und im Kramladen. Und Friedrich schaltete nicht zum besten, er ist von der Diebe zum Meer entschlamm und vegetiert höchst ungenügend hier auf dem Lande. Kapitän Henriksen vom Küstenboot hat halbwegs versprochen, ihm eine Stelle als Steuermann auf seinem Schiff zu verschaffen; aber daraus scheint nichts zu werden. Nun fragt sich also, ob der alte Mack dem Sohn einen Dampfer zur Führung kaufen kann. Er tut so und redet oft davon, aber Friedrich vermutet, daß es unmöglich sein wird. Friedrich weiß den Umständen Rechnung zu tragen. Er hat von Natur so merkwürdig wenig von einem Seemann an sich, er ist der Typus der vorsichtigen und verlässlichen Jugend, die im täglichen Leben von allen Dingen genau soviel tut, wie nötig ist. Er verdankt seine Anlagen der Mutter und ist weiter kein echter Mack. Aber so sollte man sein, wenn man mit Glanz bestehen möchte in dieser Welt: nie zuviel tun, sondern im Gegenteil ein klein bißchen zu wenig tun, und es würde gerade für genug gerechnet werden. Wie war es Rolandsen ergangen, diesem dreisten Draufloszügler mit seinen Uebertreibungen? Ein großer Dieb wurde er vor den Menschen, und schließlich verlor er noch seine Stellung. Da ging er nun mit seinem beladenen Gewissen, und seine verschlissenen Kleider wurden dünner und dünner, und bei keinem anderen als beim Orgeltreter Börre hatte er ein Kämmerchen gefunden. Da war Ove Rolandsen gelandet. Börre mochte ein tüchtiger Kerl sein in seiner Art, aber er war der ärmste von allen, denn seine Hütte barg die wenigsten Heringe. Und weil außerdem seine Tochter Bernille ein gebrandmarktes Geschöpf war, brachte man dem Hause des Bälgetreters nicht viel Achtung entgegen. Kein besserer Mann konnte füglich bei ihm wohnen.

Es ging ein Gerücht, daß Rolandsen vielleicht seinen Posten hätte behalten können, wenn er dem Telegrapheninspektor mit ein wenig zerknirschtem Herzen gegenübergetreten wäre. Aber Rolandsen war bloß davon ausgegangen, daß er seinen Abschied bekommen würde, und der Inspektor hatte keine Gelegenheit gehabt, ihn zu begnadigen. Und der alte Mack, der Vermittler, war fort.

Aber der Pfarrer war nicht ganz unzufrieden mit Rolandsen. „Ich habe gehört, er soll weniger trinken als früher,“ sagte er, „und ich sehe ihn durchaus nicht für hoffnungslos an. So hat er selber eingestanden, daß ein Brief von mir die Veranlassung war, daß er den Diebstahl bekannte. Man erlebt doch mitunter eine Freude in seinem Wirkungskreise.“

Johanni rückte heran. In allen hochgelegenen Stellen wurden am Abend Scheiterhaufen angezündet, die Fischerjungen versammelten sich um die Feuerstellen, und Ziehharmonika und Violine ließen ihre Weisen über das Kirchspiel hin ertönen. Es sollte fast kein Feuer zu sehen sein, aber es sollte reichlich rauchen, das war das Solideste; man warf darum feuchtes Moos und Wacholder auf die Scheiterhaufen und erzielte einen dicken, mild riechenden Rauch.

(Fortsetzung folgt.)

(Rauchbrand verboten.)

## Der Garten des Laubenkolonisten.

Januar.

Mit einem Blumentopf auf dem Fensterbrett, bei besseren Wohnungsverhältnissen mit einigen Saatversuchen in die Balkonkästen, beginnt der großstädtische Handwerker und Arbeiter seine Laufbahn als Gartenliebhaber, während der praktischen Frau aus dem Volke ein Schnittlauch-, Esdragon- oder Petersilientopf am Küchenfenster die ersten Einblicke in das Werden und Vergehen der Pflanzenwelt übermittelt. „Kleine Ursachen, große Wirkungen!“ Ist die Kellerwohnung nicht gar zu tief, das Hoffenster nicht jedem Sonnenstrahl entzogen, so wird der Erfolg nicht ausbleiben, zu neuen Taten anspornen, und bald sehen wir denn den ehemaligen Zimmergärtner Fritz mit seiner Frau, der vormaligen Küchengärtnerin, bei der ersten Einrichtung der Laubenparzelle. Vom Fenster- und Küchengarten bis zur Laubenparzelle ist es ein weiter Weg, aber gepflastert mit den schönsten Hoffnungen. Die mühevollen Arbeit, welche die neue Pachtung nun mit sich bringt, wird zum Spiele, und die Familie Fritz sieht schon im Geiste, wie sich im Herbst Küche und Speisekammer mit den köstlichsten Gartenprodukten füllen. Der Erfolg, und sei er auch noch so bescheiden, läßt den Laubenkolonisten die arme märkische Scholle lieb gewinnen, er wird zum Kulturpionier, der in rastloser Arbeit den Flugsand in Humusboden verwandelt. Nur zu bald ist es oft aber mit der Freude vorüber; der Grundstückspekulant, auf dessen Terrain sich die Kolonie befindet, erschließt seinen Besitz der Bebauung, dem

Generalspächter wird gekündigt und mit vielen anderen werden Britzes nebst ihrer Laube, den Erdbeeren, Kohlrüben und Kürbissen auf die Straße gesetzt. Sie können sich glücklich preisen, wenn die Kündigung nicht im Spätfrühling oder Sommer, sondern erst zur Erntezeit im Herbst erfolgt. Guter Rat ist nun teuer. Manche finden eine neue Pachtung weit draußen vor den Toren der Stadt, andere sind es müde geworden, fremdes Odland zu erschließen und schreiten zur Erwerbung einer Parzelle außerhalb des eisernen Ringes, den die Bodentwucherer um Berlin und seine Vororte gezogen haben.

Bis an die Grenze des Vorortverkehrs der Stettiner, Ost- oder Nordbahn muß man heute schon gehen, wenn man für 5 bis 10 M. pro Quadratrupe (14 Quadratmeter) brauchbares Land erwerben will, das dann meist noch abseits der Bahnstation gelegen ist. Aber erst ein solcher Besitz von 60 bis 80 Quadratrupe bietet einem Familienvater die Möglichkeit, zunächst den ganzen Bedarf der Familie an Gemüse und Kartoffeln, später auch an Sommer- und Winterobst heranzuziehen. Die unter den kleinen Verhältnissen des Laubengartens gesammelten Erfahrungen werden dem „Rittergutsbesitzer“, wie sich der Berliner Parzelleninhaber selbst spöttisch nennt, bei Bewirtschaftung des eigenen Grund und Bodens sehr förderlich sein. Lehrgeld bleibt keinem erspart, in der Laubenkolonie ist es sehr bescheiden, auf dem eigenen Besitz wird es aber jenen sehr müdend werden, denen jede praktische Erfahrung fehlt.

Es ist Januar. Einem nassen Sommer ist ein ebenfalls milder Winter gefolgt. Wir machen uns an einem schönen Sonntagmorgen auf die Soden, um Umschau nach einem geeigneten Grundstück für unsere gärtnerische Betätigung zu halten. Die Zeit ist günstig. Weite Länderstrecken werden wir unter Wasser finden; sie sind entweder dem Hochwasser ausgefetzt oder haben überhaupt einen hohen Grundwasserstand, wie er vielfach für das Spreegebiet charakteristisch ist. Diese im Winter unter Wasser stehenden und teilweise auch noch im Hochsommer sumpfigen Länderereien sind für jede Gartenkultur untauglich. In solchem Gebiet etwas zu pflanzen oder zu kaufen wäre ein nicht wieder gut zu machender Fehler. Feuchte Länderereien sind für denjenigen, der auch Obstbau treiben will, stets ungeeignet. Für die Laubenkolonisten eignen sich aber noch Grundstücke, auf welchen in diesem nassen Jahre das Grundwasser bei 50 bis 60 Zentimeter ansteht. In der Laubenkolonie beschränkt man sich eben auf Gemüse und Blumen, die mit ihren Wurzeln nicht sehr tief in der Boden gehen. Keinem Laubenkolonisten wird es einfallen, auf solch unsicherer Pachtung Obstbäume zu pflanzen, deren Ertragsfähigkeit erst nach vieljähriger Kultur beginnen kann.

Auf einer Parzelle mit hohem Grundwasserstand erübrigt sich die Anlage eines Brunnens, falls es nicht auf Trinkwasser abgesehen ist, denn ein tiefes Loch, in welches zwei alte Zementtonnen über einander eingelassen werden, ist bald gegraben, und diese einfache Anlage wird dann eine unerschöpfliche Quelle für die Entnahme des im Sommer nötigen Gießwassers sein.

Wo das Grundwasser in geringer Tiefe ansteht, da treffen wir auch meist an Stelle des märkischen Sandes den schwarzen Moorboden, der, aus seit Jahrtausenden betroffenen Sumpf- und Wasserpflanzen entstanden, reich an fruchtbarem Humus ist; er ist nur in sauerer Beschaffenheit für Kulturgewächse ungeeignet. Auf sauren Boden weist das Vorhandensein von sogenannten Sauergräsern hin; es sind dies die hohen Seggen- und Binsenbüsche, die wir auch auf Viehweiden in voller Entwidlung finden, da sie vom Weidewieh stets gemieden werden. Wo also in der Ebene Moorboden vorhanden, der Grundwasserstand nicht zu hoch und auf den noch öden Strecken nicht die verdächtigen Sauergräser vorherrschen, da kann die Laube unbedenklich errichtet werden.

Beim Anlauf einer Parzelle, auf welche auch Bäume gepflanzt werden sollen, muß der Grundwasserstand beträchtlich tiefer sein. Steht das Grundwasser im Winter schon bei einem Meter Tiefe an, so können neben Beeresträuchern nur auf Zwergunterlage veredelte Apfelsbushälmchen gepflanzt werden. Am günstigsten ist das in 3 bis 7 Meter Tiefe anstehende Grundwasser für die Obstkultur. Bei tieferem Grundwasserstand leiden auch ältere Obstbäume in trockenen Jahren, falls sie nicht bewässert werden. Eine Ausnahme machen Ballnüsse und Süßkirschen, die mit ihren Wurzeln in große Tiefen gehen, ferner Sauerkirschen, die noch im trockensten Sande gedeihen und allenfalls noch die gewöhnliche Hauszwetsche.

Fast überall sehen wir uns in der Mark dem verkrüppelten Sandboden gegenüber. Da mag es uns ein Trost sein, daß er entschieden besser als sein Ruf ist. Gewiß, er ist hungrig, d. h. arm an Nährstoffen und arm an Kalk, aber warm. Die Verwurzelung ist im Sand eine reiche, weitverzweigte, und es lassen sich bei sachgemäßer Düngung große Erträge und frühe Ernten erzielen. Allerdings ist unser märkischer Sand nicht überall gleichwertig; nur in feiner Körnung, die uns den berüchtigten Sommerstaub liefert, ist er gut, im grobkörnigen Kies will nichts recht gedeihen. Fruchtbarer Lehm-erde ist in der Mark selten, was der Laubenkolonist oft für Lehm hält, ist Ton. Dieser zähe undurchlässige kalte Tonboden steht an Ruhtweit weit hinter dem reinen Sand zurück.

In fast allen Fällen steht der Laubenkolonist unkultiviertem Brachland gegenüber, denn auch die Großgrund- und Bauerngutsbesitzer, die jetzt in der weiteren Umgebung Berlins parzellieren, pflegen hierzu nur die schlechtesten, unfruchtbarsten Teile ihres Besitzes auszuwählen. Da heißt es zunächst den Boden aufschließen,

verbessern und kulturfähig machen. Es geschieht dies durch Lockerung und rationelle Düngung. Wenn man nichts in den mächtigen Sand hineinsteckt, kann man auch nichts herausholen! Der Moorboden macht aber im jungfräulichen Zustand eine Ausnahme; er ist nur arm an Kalk und begnügt sich zunächst mit einer Düngung von Kalksalz oder feingemahlenem kohlensaurem Kalk, beides Düngemittel, die für 1½ bis 2 M. pro 100 Kilogramm zu haben sind. Dieses Quantum reicht für 60 bis 80 Quadratrußen. Auch unser Sandboden ist meist kalkarm. Zur einfachsten aber ausreichenden Feststellung des Kalkgehaltes des Bodens nehmen wir eine kleine Probe nicht zu feuchten Erdrreichs auf einen Porzellanteller und begießen dieselbe mit verdünnter Salzsäure: Starres Aufbrausen zeigt ausreichenden Kalkgehalt an, schwaches Aufbrausen dagegen Kalkmangel. Kalk ist die Grundlage jeder Bodenbindung, da er nicht nur die im Boden vorhandenen unlöslichen Pflanzennährstoffe, besonders das Kali, löslich macht, sondern auch einen direkten Pflanzennährstoff darstellt. In zu reichen Gaben verschlechtert er aber den Boden, wie auch reiner Kalkboden an Minderwertigkeit noch hinter dem Tonboden zurücksteht.

Wenn wir nicht gezwungen sind, die Laube auf dem ersten besten Spekulationsgrundstück zu errichten oder die erste beste Zukunftsbaustelle in Grünheim oder Hasenselde zu kaufen, so müssen wir neben der Bodenbeschaffenheit und dem Grundwasserstand noch auf einige andere Punkte achten. Wir bevorzugen eine gesunde, sonnige und freie Lage. Ein Grundstück, das durch einen, wenn auch nur mageren Kiefernwald etwas gegen die bei uns vorherrschenden Westwinde geschützt ist, wird demjenigen, der Obstzucht treiben will, von großem Nutzen sein, da in exponierten Lagen die Stärke oft schon das halbreife Obst von den Bäumen reifen. Wenn man vom frühen Morgen bis zum späten Abend in der Werkstatt oder Fabrik in oft verbrauchter, dumpfer Luft gearbeitet hat und dann nach getaner Arbeit auf der Parzelle Erfrischung sucht, so weide man die Nähe von Gasanstalten, von Fabriken mit rauchenden Schloten, deren Auswurfstoffe unsere Pflanzen beschmutzen und verkümmern lassen und — die Nähe der Kieffelder. An heißen, windstillen Tagen steigen von diesen Feldern Düste auf, die jeden, der sich des kostbaren Besitzes einer sogenannten besseren Nase erfreut, rasend machen können.

Und Frau Frikke hat nicht nur eine feine Nase, die alles wittert, was in der Luft liegt, sie hat auch trotz der schwieligen Arbeitshände eine zarte, empfindliche Haut. Ihr und allen denen es ähnlich geht, kann ich ferner nur raten, eine Parzelle in der Nähe von stehendem Wasser, sei es nun ein stattlicher See oder ein lumpiger Tümpel, zu meiden. Stehende Wasser sind die Brutstätten der Stachmüden, die im Sommer den geplagten Laubenkolonisten Tag und Nacht verfolgen, ihn rot und blau stechen. Also auch bei Auswahl eines Grundstückes, und sei es die bescheidenste Laubenparzelle für fünf Mark Jahrespacht, ist Vorsicht die Mutter der Weisheit; lassen wir sie walten, wir werden dann im kommenden Monat sehen, was weiter zu geschehen hat.

Max Hessdörffer.

### Kleines feuilleton.

1. Neue freie Volkshöhne: Mozart-Feier. — Im großen Konzertsaal der Hochschule für Musik ein festlich gestimmtes Publikum, dem Genius Mozarts zu huldigen. In den einleitenden Worten, die Dr. Leopold Schmidt sprach, wurde der große Künstler kurz charakterisiert, seine Jugendlichkeit, sein freies Künstlersein. Aus seiner Salzburger Herkunft wurde sein Sinn für die Schönheit, sein Humor, seine Arbeitslust hergeleitet. Mozart ist nicht national, nicht völkisch, er ist, wie alle Klassiker, Aristokrat. Aber natürlich und allgemein verständlich und darin ruht seine Bedeutung für uns, darin kann er uns Ausgangspunkt für die Zukunft werden. Im vergangenen Jahre hat das Chebillard, der Leiter der Pariser Lamoureux-Konzerte, ebenfalls proklamiert und die Wiederkehr Mozarts — 150 Jahre nach seinem Geburtstage — angekündigt. Und so feiern wir ihn nun wie wir eben alle Großen feiern, nach ihrem Tode. Eine ungerechte Gerechtigkeit, denn alles Große will Zeit.

Das Programm war mit seinem Sinn und Verständnis zusammengestellt: eine Sonate für zwei Klaviere (D-Dur), die Phantasie in C-Dur für Klavier und das G-Dur-Trio Nr. 5. Dazwischen der Gesang: die Arie der Konstanze aus der „Entführung aus dem Serail“, die Arie der Susanna aus „Figaros Hochzeit“ und die beiden bekannteren Lieder Mozarts: „Veilchen“ und „Sehnsucht nach dem Frühling“. Seine heitere Seele breitete die leichtsten Flügel, von denen die grobe Hand des Lebens nicht den schillernden Glanz und die liebliche Bunttheit hatte abstreifen können. Nicht, trotz Not und Armut, die den Meister in ein frühes Grab zwangen. Von den harten Jüdischkeiten blieb sein Geist unberührt, er schwebte immer in den Hellen, leicht, sich selbst ergözend, seines Genießens immer froh. In diese seine Lebenssphäre hebt er die schreitenden Töne seines Andante heraus, in sie hinein quellen seine Allegros, und in ihr blühen sich seine Allegrettos aus, wie die frischen Blumen auf der Wiese. Es ist alles Glück, es ist alles das Falterglück des Kindes, das die köstlichsten Märchenherrlichkeiten kostet, und nicht müde wird, davon zu erzählen, nicht müde von seinen Süßigkeiten zu plaudern. Mit der sanften Behmut, die in Erinnerungen ist, Mozart führt das Leben wie ein Schäschen an der Hand. Seine Schwere kennt er nicht. „Zu-

legt befreit mich doch der Tod“, singt Konstanze, und es klingt wie Vogellied, leicht und heiter. Und es klingt wie Liebe, die ihres Traums nie müde wird. Beim Andante des Trio sah ich ein graues Paar sich aneinander schmiegen. Sie wußten selbst nicht, daß sie's taten. Das war Mozart. Er hatte sie in ihre Jugend geführt. Laßt euch das ein Bild und einen Sinn sein.

Die Mitwirkenden machten sich sämtlich an dem Gelingen der vornehmen Feier verdient. Frau Kenny Hindermann aus Hamburg vermittelte die Gesänge, Herr Artur Schnabel (Klavier), Fräulein Kirich (Klavier), Fräulein Stolz (Cello), sowie der in allerletzter Stunde eingespungene Herr Wittenberg (Violine) führten die übrigen Nummern des glücklichertweise nicht überladenen Programms mit bestem Gelingen aus. —

ek. Das abschreckende Beispiel eines Prügelpädagogen gab ein Schweizer Wirz, der im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts als Präzeptor an der deutschen Schule zu Zürich amtierte. Wirz mag nach Schilderung eines seiner ehemaligen Schüler mindestens sechs Fuß und sein Körperumfang befand sich mit seiner Größe im Einklänge. Im faltigen grauen Schlafrock, ohne welchen er sich nie sehen ließ, die lange Pfeife im Munde, umhüllt von Rauchwolken, glück er einem Weltkörper, der sich dem Erdballe in bedenklicher Entfernung nähert. Früher war er Wachtmeister bei den Chevaux-legers. Die Grammatik — es wurde Schriftsprache gelehrt und dabei im sogenannten „Kanzeldeutsch“, einem Gemisch von hochdeutsch und schweizerischem Dialekt gesprochen — verstand Wirz sehr gut, und auch sein Unterricht war nicht schlecht. Damit derselbe aber haste und eindringe, dazu konnte er des Stodes nicht entraten. Den ganzen Tag wurde geprügelt. Außerdem gab es eine besondere Prügelstunde: jeden Freitag zwischen drei und vier Uhr. Zu dieser bereitete sich der Präzeptor durch das Stopfen zweier kolossaler Pfeifen vor. Sodann brachte ihm seine Ehehälfte heißen, schwarzen Kaffee in einem Becken, das bequem zu einem Fußbade hätte dienen können. Feierlich erhob sich nun der Präzeptor und rezitierte mit singender Stimme ein Lied aus dem Gesangbuche, wie:

„Der Tag ist wieder hin  
Und dieser Teil des Lebens.  
Wie hab' ich ihn verbracht,  
Verstrich er mir vergebens?“ usw.

Oder es hieß:

„Würden, die Dir Menschen gaben,  
Nichts wird Dich im Tod erfreuen,  
Diese Güter sind nicht Dein“ usw.

Nach dieser frommen Betrachtung begab sich der Präzeptor nach dem Ofen, auf welchem verschiedene Duzend Haselstöcke trockneten, wählte unter denselben und wählte einige solidesten für den unmittelbaren Tagesgebrauch aus. Mit lobendem Bibulus wurde nun die erste Pfeife entzündet und die große Tabelle, auf der die Anzahl der „Tagen“ verzeichnet war, ausgebreitet und zu Rate gezogen. Das Minimum war ein halbes Duzend, das Maximum unbestimmt. Die Missetäter wurden nun einzeln hervorgezogen, mußten die Hand austreten und einen Schlag darauf in Empfang nehmen. Hierauf kam es an die andere Hand und so fort. Zuckte einer zurück, so verhöhnte ihn der alte Präzeptor: „Du bist mir auch ein rechter alter Schweizer, ein sauberer Winkelried, Dich muß man nach Sempach schiden“ — und nun fielen die Hiebe um so kräftiger. Einige hielten die Hände auf die Achseln, damit die Schläge auf den Handballen, woselbst sie weniger schmerzten, fielen. Mitunter irte sich der Präzeptor und schlug auf den Kopf, das Gesicht und wohin es traf. Fast immer waren es dieselben, die geprügelt wurden, meist „Hinterläschen“, d. h. Hintergelassene, also Söhne von Handwerkern, Kleinbürgern und Arbeitern. . . . Bei denen blieb es überdies nicht bei den offiziellen „Tagen“, sondern es gab noch improvisierte, recht empfindliche Gratisstreiche und Zugaben.

Der Materialverbrauch war nicht unbedeutend. Alle 14 Tage ersahen ein Bauernjunge mit einer Ladung Haselstöcke.

„Herr Präzeptor, bruched Sie mit?“

„Ich will mal nachsehen.“ Und nun wählte der Präzeptor unter der reichhaltigen Sammlung auf dem Ofen.

„Nein, es geht noch, ich bin noch versehen, Du kannst aber in acht Tagen wieder anfragen.“

Damit fiel den Schülern allemal ein Stein vom Herzen. Würde aber der Ofen aufs neue beladet, so wird man sich leicht denken können, wie den armen gepieckelten Prügelobjekten zu Mute gewesen sein mochte. —

— Explosionsgefahr bei Radium. Der Professor für Physik an der Technischen Hochschule in Hannover Julius Precht veröffentlicht in der von den Professoren E. Riede und G. Th. Simon herausgegebenen „Physikalischen Zeitschrift“ (Verlag von S. Hirzel-Leipzig) die nachfolgende Mitteilung: „Am 27. Dezember 1904 schmolz ich in ein Glasröhrchen von 2 Millimetern Lichterweite und 0,5 Millimetern Wandstärke 25 Milligramm reines Radiumbromid ein, das fein pulverisiert und durch längeres Erhitzen auf 150 Grad von einem Teile seines Kristallwassers befreit war. Das Röhrchen, das anfangs zu zahlreichen Messungen im Eiskalorimeter benutzt war, wurde Ende November dieses Jahres mehrfach in flüssige Luft gebracht und nachher wieder auf Zimmertemperatur erwärmt. Nachdem das Röhrchen dieser Behandlung etwa siebenmal ohne Schaden ertragen hatte

explodierte es plötzlich mit scharfem Knall, während es unberührt auf einem Holzstück lag, drei Minuten nach dem Herausnehmen aus der flüssigen Luft. Die Gewalt der Explosion war so heftig, daß die Glasmasse in nahezu mikroskopische Teilchen zerstäubt wurde, während das Radiumbromid in staubförmiger Verteilung im Dunkeln als leuchtender Sternenhimmel auf dem Fußboden des Zimmers wiederzufinden war. Der Tisch war fast frei von Radium; die Hauptmasse lag bis in mehr als 1 Meter Entfernung vom Tisch am Boden. Der explosionsartige Charakter des Vorganges läßt es als ausgeschloffen erscheinen, daß ein Springen des Glases infolge der vielleicht schnellen Temperaturänderung erfolgt ist, denn dann wäre das Glas im wesentlichen an seiner Stelle geblieben. Wenigstens einige größere Stücke des Glases hätten sich in der Umgebung wiederfinden müssen. Diese Tatsache der vollständigen Zerstäubung des Glases beweist vielmehr, daß ein ganz bedeutender Ueberdruck im Röhrchen vorhanden war, der nach den Abmessungen des Röhrchens auf etwa 20 Atmosphären zu schätzen ist. Das Radium hätte demnach ein Gas, sei es nun Emanation oder Helium, von etwa 26 Atmosphären Druck im Laufe von elf Monaten in dem Röhrchen entwickelt. Diese Beobachtung ruft die Erinnerung wach an eine von E. Dorn beschriebene Erscheinung, bei welcher ein funkenähnliches Geräusch beim Aufschneiden eines größeren Röhrchens nach halbjähriger Lagerung wahrgenommen wurde. Elektrische Wirkungen, wie sie Herr Dorn anführt, sind von mir nicht beobachtet. Starker Ozongeruch wurde bemerkt. In ihren Untersuchungen über die radioaktiven Substanzen" beschreibt Frau Curie (deutsche Ausgabe 1904, S. 87), daß ein sehr dünnes, mit Radiumsalz gefülltes Glasröhrchen zwei Monate nach dem Zusammenschmelzen beim Erhitzen explodierte. "Die Explosion rührte wahrscheinlich vom Druck der eingeschlossenen Gase her." Quantitative Betrachtungen über den Vorgang werde ich anstellen, nachdem noch einige naheliegende Versuche ausgeführt sind. Doch möchte ich die Mitteilung der Tatsache nicht hinausschieben, um die Herren Fachgenossen vor ähnlichem Schaden zu bewahren." — Es ist inzwischen gelungen, bei im Vakuum getrocknetem Radiumbromid die dauernde Entwicklung eines Gases von bequem meßbarem Druck nachzuweisen. —

### Theater.

Schiller-Theater O. Ueber unsere Kraft. Erster Teil. Schauspiel in zwei Akten von Björnsterne Björnson. — Inmitten all des nichtigen Premierenlärms erscheint das alte Drama Björnsons wie ein ragender Bau auf einsamer stolzer Höhe. Man atmet freie Vergnügen, und der Blick, sonst eingeeignet, schweift in das Weite, Grenzenlose. Die Tragik, die der Dichter uns hier miterleben läßt, ist nicht nur die eines Einzelschicksals, sondern in ihm die notwendige Tragik eines durch die Jahrhunderte fortwirkenden Triebes, der nahe mit edelsten Zügen der menschlichen Natur verwandt, phantastisch die unlösbar in und mit dieser Natur gesetzten Schranken zu überfliegen träumt. „Ueber unsere Kraft“ ist die Tragödie des von dem gewöhnlichen trivial-egoistischen Weltweil gereinigten „bergebersehenden“ Glaubens an den göttlichen menschlichen Gebeten zugänglichen, durch Wunder und Zeichen sich offenbarenden Gott Vater — eines Glaubens, der durch scheinbare Bestätigung genährt, in dem Augenblicke, da er den höchsten Triumph zu feiern hofft, seine völlige Ohnmacht in der Welt der Wirklichkeit erfährt. Groß wie der Vorwurf ist die Ausführung. So sehr sich Björnson über das, was man gemeinsam und mit relativ gutem Recht als dramatische Kunstregel bezeichnet, hinwegsetzt — mehr als die Hälfte des ersten Aktes ist bloße Erzählung in Dialogform, mehr als die Hälfte des zweiten bloßer Disput über das Wunderthema — hat das Werk doch eine spezifisch dramatische Würde, der sich in der modernen Theaterliteratur nur ganz weniges von gleich elementarer Wirkung zur Seite stellen läßt. Während in dem zweiten Teile der Gesamtdichtung dessen Helden Pfarrer Sängs Kinder Elias und Rahel sind, die konkrete Gestaltungskraft hinter den Intentionen zurückbleibt, die Menschen zu Schemen verblaffen, erscheinen sie hier bei aller Idealisierung, aller Ferne dennoch in farbiger Anschaulichkeit. Der Pfarrer ist nicht Objekt, an dem die Wundergläubigkeit im allgemeinen demonstriert wird, er ist reale Individualität, an deren Existenz man glaubt, die man lieb gewinnt und bewundert. Die märchenhafte Seltsamkeit des Nordlandes bildet den stimmungsvoll angedeuteten Hintergrund für diese seltsamen Gestalten.

Das Verdienst, das sich das Schiller-Theater mit der Ausführung erworben, ist um so größer, als in der durchweg sorgfältig vorbereiteten Darstellung zwei Hauptrollen geradezu ausgezeichnet vertreten waren. Anna Feldhammer, welche die durch unheilbare Krankheit ans Bett gefesselte Frau des Pfarrers zu spielen hatte, zeigte in der langen Erzählung überraschend warme Innigkeit. Jeder Moment in dem Wechsel der Empfindungen von der stillen Resignation bis zur enthusiastischen Verehrung und zur leidenschaftlichen Erregtheit mütterlicher Sorge fand in Miener, Spiel und Stimme den vollen reinen Nachklang. Das Bedeutendste aber gab Erich Ziegel in der Figur Bratts, des in Zweifelsqualen umher Getriebenen, der von der Wunderthat Sängs Erfüllung seiner Glaubenssehnsucht hofft. Wie er blaß und übernützig in den Kreis der behägigen scherzenden Geistlichen

treteud mit feurig fanatischer Rede von dem furchtbaren Ernst, den diese Stunde der Erwartung in sich birgt, sprach, das spannte jeden Nerv, hob die Stimmung zur höchsten Höhe. Eine Meisterleistung. Trefflich unter Vermeidung jeder aufdringlichen Karikatur hatte edi Regie das Pastorenensemble arrangiert. Konrad Wiene war ein annehmbarer Elias. Pategg als Pfarrer Säng und Fräulein Blaha als Rahel kontrastierten durch ihr Weheres zu sehr mit der Natur dieser Rollen, als daß sie stärker hätten wirken können. Ein so korpulenter Säng müßte schon mit Engelszungen reden, um uns von seiner reinen Geistlichkeit zu überzeugen. —

### Astronomisches.

ie. Die Heliumsterne. Nach dem großen Werke, in dem der Astronom Draper 30 000 Fixsterne mit ihren Spektren aufgenommen, hat jetzt Fräulein Fleming eine wichtige Untersuchung ausgeführt, die sich auf alle Sterne vom Orion-Typus bezieht. Diese Himmelskörper, von denen bisher 808 bekannt sind, zeichnen sich durch die Gegenwart von Helium in ihren Spektren aus, also desselben Grundstoffes, der zunächst auf der Sonne gefunden worden und erst sehr viel später auf der Erde und in ihrem Luftmeer entdeckt worden ist. Fräulein Fleming hat die Verteilung dieser Heliumsterne am Himmelstelt im Vergleich zur Lage der Milchstraße berechnet und ist dabei zu merkwürdigen Ergebnissen gekommen. Im wesentlichen können sie in den Satz zusammengefaßt werden, daß neun Zehntel der Heliumsterne in einer Zone liegen, die eben von der Milchstraße am weitesten entfernt, nämlich nur bis zu 30 Grad vom sogenannten Milchstraßen-Äquator ausgeht. Auch in der Längenverteilung haben sich auffällige Gesetze ergeben. Daraus folgt, daß manche Gegenden des Himmels wunderbar reich gerade an Heliumsternen sind. Ein Beispiel dafür liefert das Sternbild des Schiff Argo; ferner finden sich in einem Gebiete des Sternbildes Orion 20 Heliumsterne auf einem einzigen Quadratgrade zusammen. Auch noch in einer anderen Hinsicht beansprucht die Klasse der Heliumsterne eine besondere Aufmerksamkeit, nämlich mit Rücksicht auf ihre verhältnismäßig große Helligkeit. Nur ein Zwanzigstel dieser Sterne ist von der sechsten Helligkeitsklasse oder weniger, die anderen besitzen einen viel stärkeren Glanz. —

### Humoristisches.

— Unter Freundinnen. „Ist Dein Mann sehr gut?“ „Oh, wo es sich um seine Bequemlichkeit handelt, ist ihm kein Opfer zu groß.“

— Liebeswerben in Sachsen. „Er: „Um Ihr Aufnahme?“

Sie: „Pauline!“  
Er: „Das hast aber scheene! — Meine Sel'ge hieß sie nämlich Verta, um da brauchten mer ja de Schnubbtiecher nicht ercht umschneiden zu lassen!“ —

(„Jugend.“)

### Notizen.

— Vertha v. Suttner hat in Gemeinschaft mit Robert Overweg ihren Roman „Die Waffennieder“ in ein vieraktiges Drama umgearbeitet. —

— Am Freitag geht im Lessing-Theater Hauptmanns Glashüttenmärchen „Und Pippa tanzt“ zum erstenmal in Szene. Schon vor einigen Tagen waren zu dieser Ausführung dreimal mehr Karten bestellt, als das Theater Plätze hat. —

— Gorkis Drama „Kinder der Sonne“ wird im Kleinen Theater am Dienstag, den 23. Januar, zum erstenmal aufgeführt. Hoffnungsvoll bemerkt zu dieser Konstatierung die Theaterleitung: „Am gleichen Tage fand vor drei Jahren die Erstausführung von Gorkis „Nachtschl“ statt, das sich heute auf dem Spielplan des Kleinen Theaters behauptet hat und nun schon seiner 600. Aufführung entgegengeht.“ —

— Ein allgemeiner Wetternachrichtendienst soll auf Veranlassung der preussischen Staatsregierung vorbereitet und durchgeführt werden. Für das preussische Staatsgebiet und die von ihm umschlossenen Bundesstaaten sollen sechs Wetterdienststellen eingerichtet werden und zwar zunächst in Berlin, dann in Hamburg, Königsberg, Breslau, Aachen und Weiburg; außerdem zwei Nebenstellen in Magdeburg und Bromberg. Diese acht Stellen sollen in der Zeit vom April bis Oktober täglich um die Mittagszeit Wettervorhersagen für die nächsten 36 Stunden ausgeben; sie werden gleichzeitig auch die in ihrem Bezirk fallenden außerpreussischen Gebietssteile mit Vorhersagen versehen. Die drahtliche Verbreitung dieser täglichen Vorhersagen von den Wetterdienststellen bis zu den Telegraphenämtern und deren öffentlichen Aushang wird die Reichspostverwaltung auf Grund besonderer Vereinbarung übernehmen. Die Wetterdienststellen werden außerdem täglich mit Erläuterungen versehene Wetterkarten herausgeben, die zu billigen Bezugspreisen durch Landwirte und sonstige Beteiligte auch durch die Post bezogen werden können. —